

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 86 (2015)
Heft: 10: Jugend & Medien : Abschied von der Bewahrpädagogik

Artikel: Sex im Internet gehört zum jugendlichen Alltag - mit welchen Konsequenzen? : Bilder, Bilder, Bilder
Autor: Tremp, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-804617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sex im Internet gehört zum jugendlichen Alltag – mit welchen Konsequenzen?

Bilder, Bilder, Bilder

Das Internet hat Jugendlichen den Zugang zur Pornografie vereinfacht. Vor allem für Jungen gehört Sex auf dem Smartphone zum Alltag. Wie verbreitet unter Jugendlichen Sexting ist, das Verschicken und Empfangen erotischer und pornografischer Bilder, weiß man nicht.

Von Urs Tremp

Spätestens seit der unseligen Geschichte des Badener Stadtrammans und grünen Nationalrats Geri Müller weiß die ganze Schweiz, was ein Selfie ist. Zwar werden unter diesem Begriff alle vorwiegend mit dem Smartphone aufgenommenen Selbstporträts subsumiert, also auch harmlose Bildchen aus den Sommerferien oder vom letzten Familienfest. Doch ein Selfie genießt inzwischen den zweifelhaften Ruf, ein erotisch bis pornografisch aufgeladenes Selbstporträt zu sein.

Das Selfie hat eine schnelle und steile Karriere hinter sich. Seit mit den mobilen Telefonen fotografiert werden kann und die Bilder per MMS (Multimedia Messaging Service) auch verschickt werden können, ist es vor allem unter Jugendlichen Mode geworden, Freunden und Angehörigen mit solchen Fotos mitzuteilen, wo sie sich mit wem gerade befinden: Ein Selfie mit der Freundin unter dem Eiffelturm, ein Selfie vom Ausflug zur Cheops-Pyramide, ein Selfie vom Rand der Lauberhornpiste oder eines von der Achterbahn im Europa-Park Rust. Wer glaubt, die fotografischen Selbstinszenierungen interessierten die ganze Welt, der postet die Bilder zusätzlich in einem der zahlreichen, weltumspannenden elektronischen Internet-Fotoalben.

Wo Bilder gemacht werden, ist die Darstellung von Erotik und Sexualität nicht weit.

Das weltweite Netz hat die tägliche Bilderflut ins Unermessliche wachsen lassen. Und wo Bilder gemacht werden, ist die Darstellung von Erotik und Sexualität nicht weit.

Erotische Bilder sind keine neue Erfindung

Dass Menschen nackt und auch bei erotischen Vergnügungen dargestellt werden, ist kein neues Phänomen. Die Zeichnungen der Steinzeitmenschen in der Höhle von Les Trois-Frères, die erotischen Fresken von Pompeji oder die expliziten Sexdarstellungen in der indischen Kunst sind uralte Zeichen der menschlichen Zeig- und Schaulust. Als im 19. Jahrhundert die Fotografie und später der Film erfunden wurden, stieg sprunghaft auch die Zahl der Bilder, die Menschen in unterschiedlichsten Konstellationen beim Sex zeigen. Schon damals warnten die Tugendwächter vor der sittlichen Gefahr, die von diesen Bildern und Filmen ausgehen.

Allerdings – und dies war bis vor wenigen Jahren so – gab es einige Barrieren, die verhinderten, dass alle jederzeit Zugang hatten zu diesen Bildern: Um an gedruckte Sexmagazine zu kommen, musste man die Schwelle eines Sexshops überschreiten (oder als Jugendlicher auf die nächste Papiersammlung warten). Im Sexshop kosteten diese Magazine Geld, ebenso wie die teuren Pornovideos. In den Pornokinos gab es Alterskontrollen, und sie bargen die Gefahr,

als Pornokonsument entdeckt zu werden. Und die selbst geknipsten Fotos mussten – gleichfalls gegen Geld – von einem Entwicklungslabor verarbeitet werden. Wer das Fotomaterial in der Dunkelkammer selbst entwickelte und vergrößerte, brauchte dazu die Einrichtung, Zeit und Fachwissen.

All dieser Aufwand ist mit dem Internet weggefallen. Pornografie kann anonym, gratis, jederzeit und ohne wirksame Altersbeschränkung konsumiert werden. Die Auswahl ist gren-



«Sexy» Selfie: Erweiterter Teil des Selbstbeobachtung bei jungen Frauen.

zenlos. Selbst wer stundenlang vor dem Computer sitzt und Sexfilme schaut, wird immer nur einen kleinen Bruchteil des gesamten im Internet verfügbaren Angebots gesehen haben. Pornografische Bilder sind Teil des Alltags geworden. Das ist neu. Und es hat Auswirkungen.

Einen Jugendschutz im Netz gibt es praktisch nicht

Gut 70 Prozent der Jugendlichen zwischen 12 und 19 Jahren geben heute an, schon einen Pornofilm gesehen zu haben. Für männliche Jugendliche – so kam jüngst eine deutsche Untersuchung («Porn im Web 2.0») zum Schluss – «sind Pornos normal und Bestandteil des alltäglichen Medienkonsums». Mädchen sind zwar schneller angewidert von expliziter Darstellung sexueller Praktiken, doch mit Pornografie in Berührung kommen auch sie – gewollt oder ungewollt. Ein Jugendschutz existiert im weltweiten Netz praktisch nicht. Zwar machen etliche Por-

nosites darauf aufmerksam, dass wer noch nicht 18 ist die Seite verlassen muss. Doch welcher neugierige Jugendliche klickt bei der Frage, ob er schon 18 sei, die Nein-Taste? Verbote, das weiss auch die Pädagogik, bringen nichts. Sie muss sich deshalb mit der Frage beschäftigen, welche Auswirkungen die Internetpornografie auf die Sexualität von Jugendlichen hat. Da tappt die Wissenschaft allerdings noch ziemlich im Dunkeln. Denn die heute jungen Menschen sind die erste Generation, die derart unbeschränkt Zugang zur Pornografie hat. Zum Zweiten haben vorliegende Untersuchungen zum Teil unterschiedliche Ergebnisse darüber ergeben, wie sich der Konsum von pornografischen Bildern (Fotos oder Filme) auf die Sexualität von Erwachsenen auswirkt. Denn tatsächlich kann der untersuchte Pornokonsum bei den Konsumenten völlig gegenteilige Wirkungen haben. So gibt es Männer, die sich nach einer Phase intensiven Pornokonsums

>>

gelangweilt und des Gezeigten überdrüssig abwenden, andere wieder suchen nach stärkeren Stimuli, will heissen: nach immer härterer und abseitigerer Pornografie. Auch gibt es keine eindeutigen Belege dafür, dass Pornos bei Männern deren Frauenbild prägen oder verändern. Und schliesslich konnten Untersuchungen keine gültige Antwort auf die Frage geben, ob der Konsum von Pornografie bei erwachsenen Männern und Frauen Minderwertigkeitsgefühle auslöst, weil die Akteure in Sexfilmen dauernd Lust haben, immer können, immer Orgasmen erleben und ohne Skrupel und Eifersuchsgefühle Partnerinnen und Partner wechseln.

Die Pädagogik reagiert eher hilflos

Früher war Pornografie «ein sexuelles Märchen für Erwachsene», sagt Jakob Pastötter, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung. Heute sei sie auch Bestandteil der sexuellen Aufklärung für Jugendliche geworden. Bislang habe die Pädagogik darauf eher hilflos und teilweise mit Bagatellisierung reagiert. Die Auswirkungen allerdings seien längst im Alltag auf den Schulhöfen und in sozialpädagogischen Institutionen angekommen. Das Verhalten der Jugendlichen sei zunehmend sexualisiert worden. Die Sprache unter Jugendlichen sei obszöner geworden, junge Männer und junge Frauen neigten zunehmend zu einem exhibitoristischen Verhalten.

Zwar räumt Pastötter ein, dass es zum Phänomen des sogenannten Sexting, dem Verschicken und Empfangen von (eigenen) Sexbildern via Smartphone, noch keine aussagekräftigen Untersuchungen gibt. Doch wer auf einer Internet-Suchmaschine die Stichworte «Selfie» und «nude» (nackt) eingibt, bekommt Tausende von Sexting-Bildern präsentiert. Es sind zumeist junge Frauen, die sich nackt oder halbnackt in Fotomodel-typischen Posen präsentieren. «Eine sexualisierte Konnotation ergibt sich aus den Körperhaltungen, mit denen sekundäre Geschlechtsmerkmale wie Muskeln, Brüste, Bauch, Statur oder Po in den Vordergrund gestellt werden», heisst es dazu in einer der wenigen Studien, die es zum Sexting bislang gibt. «Daneben freizügige Bekleidung, die Mimik (etwa der Kussmund) sowie die Art des Blicks mit einem lasziven, überlegenen oder fordernden Ausdruck.»

Wie gefährlich ist dieses Posieren? Was bewirkt es bei Jugendlichen? Wie gross ist die Gefahr des Missbrauchs? Einerseits ist die Selbstbeobachtung (Bin ich schön? Bin ich attraktiv für andere?) gerade bei jungen Frauen eine altertypische Erscheinung. Was diese Frauen aber oft nicht bedenken, wenn sie diese Selbstbeobachtungen mit Freundinnen teilen oder dem Freund Bilder in erotischer Pose als Liebesbeweis schicken: dass die Bilder möglicherweise nicht nur vom Adressaten angesehen und wieder gelöscht werden, sondern weiterverschickt und damit potenziell für die ganze Welt zugänglich gemacht werden.

Zwar wissen die meisten Jugendlichen, dass Sexting Gefahren birgt. Aber sie vertrauen den Partnerinnen und Partnern, mit denen sie Bilder und Filme austauschen. Oft ist dann vor allem

der Vertrauensbruch die tragische und zutiefst verletzende Erfahrung, die vor allem junge Frauen machen: Wenn der Freund – aus welchen Gründen auch immer – das Bild nicht für sich behält.

Freilich räumen laut einer US-Untersuchung ein Drittel der Frauen, die Nackt-Selfies machen, ein, dass ihnen dies das Gefühl gibt, «sexy» zu sein. Wenn sie die Bilder verschicken – auch an Unbekannte –, erhoffen sie sich, dass sie als «sexy» und «attraktiv» erscheinen. Das sind Eigenschaften, die in einer Welt des Glamours («Deutschland sucht das Super-Model») grossen Wert haben. Das erklärt auch, warum sich mehr junge Frauen als Männer mit sexy Selfies im Netz präsentieren.

«Ein teilweise inszeniertes Phänomen»

Wie verbreitet das Sexting tatsächlich ist, lässt sich schwer beziffern. Die «Neue Zürcher Zeitung» zitierte im vergangenen Jahr

die James-Studie der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften. Laut dieser gaben nur 6 Prozent von 1100 befragten Jugendlichen an, je erotische Bilder oder Videos des eigenen Körpers verschickt zu haben. Nur 3 Prozent hatten jemals Pornofilme verschickt, und nur 1 Prozent hatte je Probleme wegen unerlaubter Inhalte bekommen. Zum Erstaunen der Forscher blieben «die problematischen Aspekte der Handynutzung» im Vergleich mit einer Erhebung aus dem Jahr 2010 sogar konstant – trotz der grösseren Handy-Verbreitung. Die Zeitung zitierte in diesem Zusammenhang den Kinder- und Jugendpsychologen Allan Guggenbühl, der das Sexting-Phänomen als «teilweise inszeniert» bezeichnete: «Medien, Politiker und sozial Tätige brauchen ein Problem, um sich profilieren zu können. Einst warnten sie vor Jazzmusik und Masturbation, heute vor Pornografie und Sexting.» Dass heute die meisten Jugendlichen früh in Kontakt kämen mit Pornografie, sei nicht zu verhindern. Aber sie gingen damit besser um, als dies die Erwachsenen erwarteten:

«Die meisten wissen, wo die Grenzen sind.» Er halte es für falsch, aus Phänomenen wie Sexting eine riesige Sache zu machen: «Damit erreicht man meist das Gegenteil, weil das Thema erst recht interessant wird.»

Ob falscher Alarmismus oder nicht, Petra Grimm von der Hochschule für Medien in Stuttgart, die sich seit Längerem mit dem Thema Sexting beschäftigt, rät Lehrern und Sozialpädagogen, mit Jugendlichen darüber zu sprechen. Die Jugendlichen sollten zudem über das technische Know-how verfügen, «um Massnahmen ergreifen zu können, wenn die Veröffentlichung bereits geschehen ist.»

Auch Jakob Pastötter sieht die Erzieherinnen und Erzieher in der Pflicht. Man solle Pornografie und Sexting nicht bagatellisieren, aber die Jugendlichen für ihr Verhalten auch nicht verurteilen. Angst sei fehl am Platz, wenn man heute beurteile, wie das Internet die Sexualität von jungen Menschen verändere. Pornografie sei zwar so einfach zugänglich wie nie. Aber man stelle fest, dass Jugendliche, «je erfahrener sie werden mit der eigenen Sexualität, die Sexualität in Pornofilmen als das ansehen, was sie ist: wenig realistisch». ●

Eine Untersuchung zeigt: Pornografie ist Bestandteil des täglichen Medienkonsums geworden.

Nackt-Selfies geben jungen Frauen das Gefühl, «sexy» und für andere Menschen attraktiv zu sein.